



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wandlungen des Ich im Zeitenstrom : 10. Die Exkommunikation :  
(Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Wandlungen des Ich im Zeitenströme

### 10. Die Exkommunikation

(Schluß)



ein Bruder Robert, der Kaplan, kam, sobald er vernommen hatte, was in seinen Augen das größte Unglück war. Er redete nicht viel, wollte nur wissen, wie alles stehe, machte keinen Versuch, auf mich einzuwirken, und sprach über die brennenden Fragen gar nicht. Dafür eröffnete er uns, daß er ins Kloster gehen wolle, und zwar ins Kloster der unbeschuhten Karmeliter in Graz. Warum denn gerade dahin? fragte ich, warum nicht lieber in einen der Orden, die sich mit den Wissenschaften beschäftigen, zu den Benediktinern oder den Jesuiten? Eben darum, erwiderte er, weil dort die Wissenschaften nicht betrieben werden, und weil ich da nicht zu predigen brauche. Er schwankte nämlich im Glauben und wollte sich selbst entfliehen. Seinen Entschluß hat er ausgeführt; er studirt aber doch fleißig und schriftstellert auch.

Am 4. März wurde dem Landtage das Sperrgesetz vorgelegt, dessen Annahme im voraus sicher war. Da war ich denn einerseits froh, daß ich den Bruch vollzogen hatte. Denn da meine Befoldung aus der Regierungsklasse floß, so hätte ich, um sie fortbeziehen zu können, mich schriftlich zur Befolgung der neuen Gesetze verpflichten müssen und hätte mich also dem Bischof und der Gemeinde gegenüber genau in derselben Lage befunden wie nach der Exkommunikation. Hätte ich aber die von der Regierung geforderte Erklärung verweigert, so wäre mir mein Gehalt gesperrt worden, und ich hätte mich in der dümmsten Lage befunden, die man sich denken kann, Märtyrer zu werden für eine Sache, die ich mißbilligte. Andererseits that es mir sehr leid, daß nun die Gemeinde um die Aussicht kam, einen Geistlichen zu erhalten. An die Regierung schrieb ich am 30. März, daß ich, da ich unter diesen Umständen unmöglich auf einen Nachfolger warten könnte, nur noch bis zum 1. Mai dazubleiben gedächte, und bat, mir den Beamten zu bezeichnen, dem ich übergeben könnte. „Wäre es ein weltlicher Beamter, fügte ich bei, so würden die beiden Kirchenvorsteher wahrscheinlich in der Mitwirkung zur Übergabe einen Bruch ihres Amtseides sehen; da ich den beiden braven Männern die daraus für sie entstehenden Gewissensbedrängnisse und möglichen Unannehmlichkeiten ersparen möchte, so bitte Eine usw. ich gehorsamt, falls es zulässig

erscheint, einen Geistlichen, vielleicht den Herrn Erzpriester Ault, beauftragen zu wollen.“ Der Oberpräsident trug dem Regierungspräsidenten und dieser dem Landrat auf, mich zu sondiren, ob ich nicht lieber in Harpersdorf bleiben wolle. Der Landrat ersuchte den Herrn von Kampz, ihm die heikle Aufgabe abzunehmen, und dieser sagte: Ich werde ihn geradezu fragen. Meine Antwort fiel so aus, wie er vermutet hatte, daß ich auch dann nicht bleiben würde, wenn mein Herz an Harpersdorf hinge, wovon das Gegenteil der Fall war. In einem Privatschreiben an einen Herrn bei der Regierung bemerkte ich noch, das Anerbieten, mich nach Möglichkeit zu schützen, sei ja sehr freundlich, könne mir aber nichts nützen; denn die Regierung habe nicht die Macht, auch nur ein einziges altes Weib, geschweige denn die ganze Gemeinde andern Sinnes zu machen, und darauf allein komme es an; Schutz sei nicht nötig, da mir ja niemand nach dem Leben trachte oder Schaden zufüge. Dann wurde noch der Landrat geschickt, mich zu Protokoll zu vernehmen, wie ich es mit dem Stelleneinkommen halten, ob ich es fortbeziehen oder darauf verzichten wolle; eine höchst überflüssige Belästigung des Landrats, nachdem ich selbst um baldige Wiederbesetzung der Stelle gebeten hatte; natürlich erklärte ich, daß ich vom Tage meines Weggangs an auf keinen Pfennig mehr Anspruch machte. Die Regierung ordnete dann an, daß ich dem Rittergutsbesitzer von Kampz zu übergeben hätte, und gestattete die Mitwirkung des Erzpriesters Ault; ich bat daher diesen, am 30. April die Übergabe vorzunehmen. Er antwortete am 27., vor zwei Uhr nachmittags könne er nicht erscheinen; „doch muß ich zuvor in Breslau anfragen, resp. mir das Kommissorium erbitten, ob und bevor ich Herrn von Kampz übergeben darf, im verneinenden Falle gebe ich durch einen expressen Boten Nachricht. Mit vielen Grüßen und aufrichtiger Teilnahme usw.“ Ault mußte dann melden, daß er nicht kommen dürfe. Am Übergabetage waren daher nur der Herr von Kampz, der Kantor und die beiden Kirchenvorsteher gegenwärtig. Diese beiden weigerten sich zwar nicht, die Rassen Schlüssel herauszugeben, enthielten sich jedoch nach der ihnen zu teil gewordenen Instruktion jeder weitem Mitwirkung. Dem Gutsherrn wurden die Gebäude und Grundstücke, das Inventar, die Registratur und die Rassen ordnungs- und vorschriftsgemäß übergeben, den Kirchenschlüssel aber behielt der Kantor in Verwahrung.

Abschiedsbefuche konnte ich natürlicherweise nur den wenigen Gemeindegliedern machen, die mich nicht in den Bann gethan hatten. Dazu gehörte auch eine alte Tagelöhnerin in Neudorf am Gräditzberge, zwei Stunden von Harpersdorf, eine jener sinnigen Frauen, die ein inneres religiöses Leben haben, und die sich den Inhalt der Predigten merken. Sie gab mir zart zu verstehen, daß sie meine Handlungsweise keineswegs billige, wenn sie auch noch in meinen Gottesdienst komme. Mit einem bedeutungsvollen Blick auf das Kreuzifix und einem andern auf mich sagte sie: Wenn man die Leiden des Herrn

betrachtet, dann versteht man alles. Ohne Zweifel wollte sie damit sagen, dann versteht man, daß die christliche Wahrheit und die Sache Gottes niemals auf der Seite der Welt zu finden sein können, die Welt aber in jedem Sinne war es doch, was im Kulturkampfe hervortrat. Daß meiner Ansicht nach auch das Gottesreich der Kirche mit sehr viel Welt versetzt sei, mochte ich der guten Frau nicht sagen. Herzbrechend war der Abschied beim Nachbar Gottlieb Grüttner, obgleich der nicht zu meiner Gemeinde gehörte. Seine Frau hielt die Schürze vors Gesicht und schluchzte laut. Hätte man in dieser hagebüchernen Frau eine so tiefe Empfindung gesucht, dachte ich, und fing an, sie zu trösten. „Was nutzt das olls, stieß sie unter strömenden Thränen hervor, wenn Sie wern (werden) fort sein — do werd nimme geläut warn (werden) — und wenn ma das Glekla nimme hiert — do weefß ma gar nimme me — wenn ma vom Felde rei giehn sohl — die Aperia (Erdbirnen, Kartoffeln) zusezen.“ Da war ich nun in der glücklichen Lage, in die man sonst nicht so leicht kommt, ihre Thränen augenblicklich trocken zu können, da ja der Kantor sein Läutamt auch ferner versehen sollte. „Is das wohr? Nu do is schun gutt.“

In der letzten Woche brachte ich die Mutter nach Landeshut. Die Tante saß an der Maschine wie immer, klapperte weiter wie immer und sagte bloß: Ich kann dich nicht verurteilen. Der Abschied fiel der Mutter sehr schwer; war es doch sehr unwahrscheinlich, daß sie mich noch einmal wiedersehen würde. Und bald darauf nahm auch der jüngste Sohn für immer Abschied. Am Nötigen hat es ihr ja nicht gefehlt in ihren letzten beiden Lebensjahren — sie starb im Frühjahr 1877 —, da auch der andre Bruder, der Apotheker, seine Schuldigkeit that, aber daß sie keinen ihrer Söhne mehr wiedersehen sollte, war doch hart für sie. Am 1. Mai, es war ein Sonntag, las ich früh um fünf Uhr noch einmal die Messe in der Kapelle und fuhr dann ab. Es war eine interessante Fahrt. Wir hatten einen schlimmen Winter hinter uns, der bis in den April gedauert hatte. Der 1. Mai begann mit einem heitern Frostmorgen; das Gefilde war mit Reif bedeckt; die Natur war noch tot. Am andern Tage sah ich um Bamberg ausgeschlagne Bäume, und in Erlangen, wo ich bei Otto Hasler, dem altkatholischen Pfarrer der fränkischen Gemeinden (er ist vor kurzem als christkatholischer Pfarrer von Basel gestorben), einen Tag blieb, war es ganz Frühling; in Baden dann hatte der Vollmond schon seine volle Pracht entfaltet. Das Ziel meiner Fahrt war Offenburg. Die dortige altkatholische Gemeinde hatte mich eingeladen, an Himmelfahrt Gottesdienst zu halten. Sie stand noch mit einem andern Geistlichen in Unterhandlung und wollte dann wählen. Die Wahl fiel auf mich.

Von den Erfahrungen, die ich als altkatholischer Geistlicher und dann als Publizist gemacht habe, gedenke ich später einmal Rechenschaft abzulegen; dabei wird auch das Bild der in den letzten Jahren gewonnenen konfessionslosen

Weltansicht zu ergänzen sein, das ich in den Geschichtsphilosophischen Gedanken gezeichnet habe. Für diesmal will ich mit einer kurzen Darlegung meiner Auffassung des Altkatholizismus schließen. Da ich im Jahre 1875 noch keine ernstlichen Zweifel an den christlichen Grundwahrheiten hegte, in den katholischen Gedankenkreis eingelebt war und die Seelsorgethätigkeit lieb hatte, so wünschte ich mir nichts, als eine Stelle, wo man die gewohnte Thätigkeit ausüben könnte, ohne mit ultramontanen Zumutungen geplagt zu werden. Dazu wäre Gelegenheit geschaffen worden, wenn die altkatholische Bewegung zu einem Schisma geführt, d. h. größere Volksmassen von der römischen Kirche abgeiprengt hätte. In Schlesien war daran gar nicht zu denken; ich schrieb denn auch 1875 an Reinkens, in Schlesien finde die Bewegung keinen Boden, was er mir ein wenig übel nahm. Aber in Baden schien es den Zeitungsberichten nach werden zu wollen; ganze Gemeinden, hieß es, träten der Altkatholikengemeinschaft bei, viele warteten nur auf einen Geistlichen, um den Schritt zu thun, an nichts fehle es, als an Geistlichen. Und in Privatbriefen aus Baden wurde mir bestätigt, daß die Aussichten vortrefflich seien; überall habe man in den städtischen Vertretungskörpern die Mehrheit. Wie es um diese Mehrheiten stand, sollte ich sehr bald erfahren. Da in den Städten katholischer Gegenden die geistig regern und die durch Besitz und Bildung einflußreichern Leute, namentlich die Beamten, die Rechtsanwälte, die akademisch gebildeten Lehrer, die Ärzte, die Kaufleute, die Fabrikanten und — die Gastwirte meistens teils Protestanten, teils liberale oder indifferente Katholiken sind, so versteht sich ihre Mehrheit in den Stadtverordnetenversammlungen und Gemeinderäten, bei denen ja durch den Wahlmodus für das Vorherrschen von Besitz und Bildung, oder doch von Besitz, gesorgt ist, von selbst; nur in Rheinland und Westfalen scheinen die Dinge nicht ganz so ungünstig für den Katholizismus zu liegen. So lange zwischen den Konfessionen ein leidlicher Friede herrschte, ließen sich die Katholiken diesen Zustand gefallen, wenn sie auch manchmal ein wenig murrten. Als aber der Kulturkampf den Katholizismus in seiner Existenz zu bedrohen schien und Altkatholiken angingen, den Römischkatholischen ihre Kirchen „wegzunehmen,“ wurde die Sache anders. Zwar bewilligte das preussische wie das badische Altkatholikengesetz den Altkatholiken bloß den Mitgenuß der Kirchen, aber da den römischkatholischen Geistlichen verboten wurde, Amtshandlungen in Kirchen zu verrichten, die durch den „sakrilegischen“ Gottesdienst der neuen Regier „exekirt“ seien, so wurde die Mitbenutzung zum Alleinbesitz. Gelehrte wie Reusch mochten Bände zusammenschreiben, um nachzuweisen, daß dieses Verfahren wider das kanonische Recht sei, da sakrilegische Messen nicht zu den Handlungen gehörten, durch die eine Kirche exekirt\*) werde, die Bischöfe thaten,

\*) Der antliche Ausdruck ist nicht exorare, sondern violare oder polluere. Wenn eine Kirche polluit worden ist, dann darf in ihr nicht mehr Messe gelesen werden, bis sie durch eine feierliche Segnung rekonziliert worden ist. Als Handlungen, die eine Kirche violiren,

was der Augenblick gebot, und dieser gebot ein solches Verfahren, denn da sich die altkatholischen Geistlichen anfänglich nicht die geringste Abweichung vom römischen Ritus gestatteten, so würden, wenn beide Parteien dieselbe Kirche benutzt hätten, viele aus Neugier oder der bequemern Zeit wegen den altkatholischen Gottesdienst besucht und sich daran gewöhnt haben; es ist ja ganz dasselbe, würden sie sich gesagt haben. Zu diesen Gefährdungen des Katholizismus kamen die täglichen Beschimpfungen in den großen Zeitungen wie in den kleinsten Blättchen. Natürlich ließen es die Katholiken am Wiederschimpfen nicht fehlen, aber da sie anfänglich nur sehr wenig Organe hatten, so vermochten sie den gewaltigen Chorus der Gegner nicht zu überschreien, und dieser wurde von den meisten Ohren im deutschen Vaterlande allein gehört. Dadurch aber sahen sich auch solche indifferente Katholiken der gebildeten Stände, die nicht sofort der Altkatholikengemeinschaft beigetreten waren, zur energischen Parteinahme für eine ihnen an sich gleichgiltige und vielleicht sogar widerwärtige Sache gedrängt. Wie das Schimpfen psychologisch wirkt, das war mir schon vor 1870 an einem an sich ganz unbedeutenden Falle in Liegnitz klar geworden. Vier Rechtsanwälte, drei Katholiken und ein Jude, sitzen beim Wein. Der Jude unterhält seine Kollegen mit schlechten Witzgen über Papst, Pfaffen und katholischen Aberglauben. Von den drei Katholiken weiß keiner mehr, wie es in einer Kirche aussieht, und der angesehenste unter ihnen, Justizrat B., ist als erklärter Freigeist bekannt. Trotzdem spricht dieser nach einer Weile: Meine Herren, wenn ich nicht irre, sind Sie beide ebenfalls katholisch; ich sehe nicht ein, warum wir von diesem Juden unsre Konfession beschimpfen lassen sollen; wenn Sie einverstanden sind, verbitten wir uns das. Und sie waren einverstanden. Mit der Konfession ist es wie mit dem Stande; mag man ihr auch innerlich entfremdet sein, so lange man ihr noch äußerlich angehört, empfindet man ihre Beschimpfung als eine persönliche Beleidigung. So schlossen sich denn in den katholischen Gegenden die ultramontanen Mehrheiten der Gemeinden zu energischer Gegenwehr zusammen, und um die halb protestantischen, halb liberal katholischen Mehrheiten in den städtischen Körperschaften war es überall da geschehen, wo nicht der Zensur für Protestanten, Altkatholiken oder Juden den Ausschlag gab.

Die Altkatholikengemeinden waren Honoratiorengesellschaften. Eine Dame sagte mir einmal: Wenn man sich in der Kirche so umsieht — wir sind doch eine recht gewählte Gesellschaft. Ich erwiderte ihr, daß mir an dieser gewählten Gesellschaft gar nichts liege, und daß mir Handwerker, Fabrikarbeiter und Tagelöhner lieber sein würden. Bei den paar gewöhnlichen Leuten, die zu so einer

bezeichnet das Kirchenrecht: 1. homicidium voluntarium et injustum, 2. effusio sanguinis hominis ex percussione, 3. sepultura non baptizati und eine vierte, die hier nicht genannt werden kann, und zwar müssen diese Handlungen innerhalb des für den Gottesdienst bestimmten Raumes begangen werden und notorisch sein.

Gemeinde gehörten, wurde einem sehr rasch klar, wie sie zu ihrer „altkatholischen Überzeugung“ gekommen seien, wenn man sich nach ihren Erwerbsverhältnissen erkundigte; der war Schreiber beim Rechtsanwalt A., jener Haushälter beim Kaufmann B., ein dritter hatte städtische Arbeit, und der Bürgermeister war altkatholisch usw. Freilich sind in Baden auch eine Anzahl ländliche Altkatholikengemeinden entstanden. Das ist in Dörfern geschehen, deren Oberhäupter in regem und engem Verkehr mit städtischen Autoritäten standen. Die Bauern waren in Baden weniger widerstandsfähig als anderwärts, weil damals der Weissenbergische Sauerteig noch nicht ganz ausgefegt war.

Also mit einem großen Schisma, in dessen Schoße man ein gemütliches Stillleben hätte führen können, wie es die Angehörigen des kleinen holländischen Schismas anderthalb hundert Jahre geführt hatten, war es auch in Baden nichts. Ich sah demnach in der Altkatholikengemeinschaft nur noch einen Notbau für Katholiken, die weder ultramontan sein noch sich entschließen konnten, Protestanten zu werden. Und dieses Obdach schien sehr bald durch die „Zungen,“ die Stürmer und Dränger in der kleinen Gemeinschaft, gefährdet werden zu sollen. Da der Fortgang der Sache den hochgespannten Erwartungen und kühnen Prophezeiungen nicht entsprach, so behaupteten diese Herrn, das liege nur an der greisenhaft furchtsamen, feigen, zögernden Kompromißpolitik der ältern Führer, namentlich der Münchner und der Bonner Professoren; wenn man das Volk fortreißen wolle, müsse man kühn reformiren. Zunächst forderten sie die deutsche Messe und die Aufhebung des Zölibats. Ich trat dieser Richtung ganz entschieden entgegen. Ich fand, daß die Bonner Professoren schon viel zu viel reformirt hätten. Wie lag denn die Sache? Die Altkatholiken behaupteten, sie hielten „am alten katholischen Glauben“ fest, während die „Vatikaner“ von ihm abgefallen seien. Dieser Behauptung hatten die Staatsregierungen geglaubt, und darauf hin hatten sie den Altkatholiken den ihnen nach der Kopfszahl gebührenden Anteil am örtlichen Kirchenvermögen und den Mitgebrauch der Kirchen zugesichert. Wenn nun aber die Reformier aus ihrem Kirchenwesen etwas ganz andres machten, wie konnten sie da noch die Rechte beanspruchen, die den „im alten katholischen Glauben treu verharrenden“ zugesichert worden waren? Das war die juristische Seite. Nicht minder bedenklich stand es um die ideelle. Am Katholizismus festhalten, wie er bis zum Jahre 1870 geworden war, aber das neue Dogma als der Tradition und den alten Konzilien widersprechend zurückweisen, das mochte ein recht beschränkter Standpunkt sein, aber es war ein wirklicher fester Boden, auf dem ein beschränkter und eigensinniger Mensch stehen und sich halten konnte. Folgert man dagegen: wie dieses letzte Dogma seinen Ursprung nicht dem Geist Gottes, sondern menschlicher Gewalt, List und Selbstsucht verdankt, so ist es auch schon mit frühern Dogmen ergangen, dann befindet man sich eben nicht mehr auf dem katholischen Boden der Autorität und Tradition,

sondern auf dem protestantischen Standpunkte des subjektiven Urteils, und für solche, die auf diesem Standpunkte stehen, eine neue Kirchengemeinschaft gründen wollen, ist das überflüssigste von der Welt, da wir ja den Protestantismus haben. Keinkens hatte dieser Richtung schon viel zu viel nachgegeben, indem er die altkatholische Episkopalkirche des dritten Jahrhunderts, wie sie von Cyprian beschrieben wird, als das zu verwirklichende Ideal hinstellte. Abgesehen davon, daß man ebenso leicht das römische Reich des Valerianus, unter dem Cyprian enthauptet worden ist, wie die Kirche jener Zeit wiederherstellen könnte, ist es ganz willkürlich, bei Cyprian stehen zu bleiben. Wenn die Entwicklung der Kirche von Cyprian abwärts dem Willen Gottes und der Idee Christi nicht entsprochen hat, warum sollte es von Cyprian aufwärts anders gewesen sein? Wenn der Papst und die Ohrenbeichte nicht göttliche Einrichtungen, sondern geschichtliche Produkte sind, warum sollen der Bischof und die Messe nicht auch geschichtliche Produkte sein? Soviel steht doch wohl fest, daß die Apostel und ihre Schüler, die als die ersten Bischöfe angesehen werden, weder mit Salböl zu ihrem Amte eingeweiht worden sind, noch eine hohe spitze Mütze und einen vergoldeten Hirtenstab getragen haben.\*) Geht es einmal ans Aufräumen mit dem Menschenwerk in der Kirche, dann darf man nicht bei Cyprian halt machen; steckt doch schon das Neue Testament voll Menschenwerk; oder giebt es einen protestantischen Universitätsprofessor in Deutschland, der es wagen würde, die Geschichte von den Teufeln, die mit Christi Erlaubnis in eine Herde Schweine gefahren sein sollen, für eine göttliche Offenbarung zu erklären, die man zu glauben verpflichtet sei? Fängt man erst einmal an, das göttliche Kleinod des Glaubens rein zu putzen vom Rost menschlicher Zuthat, dann geht das Putzen so lange fort, bis dem Säuberer zuletzt — nichts mehr in der Hand bleibt. Diese Erfahrung hatte man im Protestantismus längst gemacht, und es war wirklich überflüssig, sie noch einmal von neuem machen zu wollen.

Indes die Reformbewegung verlief nicht so gefährlich, wie sie sich ange lassen hatte. Nachdem die jüngern Geistlichen die Aufhebung des Böhlabts durchgesetzt hatten, legte sich der Reformeifer, die Verdeutschung der Messe führte nicht zu der naheliegenden Kritik der katholischen Lehre von der Messe, und aus der kritischen Behandlung der Kirchengeschichte, die Sanus (Döllinger-Huber) angebahnt hatte, und die von einigen kleinern Geistern noch eine Zeit lang fortgesetzt worden war, wurden weiter keine praktischen Folgerungen ge-

\*) Da fällt mir eine Anekdote ein, die uns Ritter im Kolleg erzählt hat. Bonifacius, der Apostel der Deutschen, soll einmal nach Rom geschrieben haben: ehemals hatte man goldne Bischöfe und hölzerne Bischofstäbe, jetzt haben wir goldne Bischofstäbe und hölzerne Bischöfe. Die hölzernen Stäbe der ältesten Zeit werden wohl bloß apostolische Wanderstäbe gewesen sein. Ob die Stelle in den anerkannt echten Briefen des Bonifacius vorkommt, weiß ich nicht.

zogen. Man begnügt sich jetzt in den altkatholischen Gemeinden mit einem verdünnten Katholizismus, der ebenso kritiklos genossen wird, wie der inhaltreichere der alten Kirche, und ist schon froh, nur von Rom losgekommen zu sein. Natürlich haben sich auch in diesen kleinen Gemeinden die soziologischen Gesetze bewährt. Wie es meistens Gruppen befreundeter Familien gewesen waren, die sich seinerzeit dem Altkatholizismus angeschlossen hatten, so haben dann das Gemeindeleben und die gesellschaftliche Absonderung von den römisch-katholischen Mitbürgern die Gemeindeglieder noch näher mit einander verbunden; Gemeindefamilienabende, Vortragsabende und Vereine sorgen für einen lebhaften und zum Teil recht herzlichen Verkehr. Aber die Aussicht, daß die deutsche Altkatholikengemeinschaft das Jahr 2000 erleben könnte, ist sehr gering. Eine kleine zerstreute Religionsgemeinschaft wird mit der Zeit von den großen Gemeinschaften, in deren Schoße sie lebt, aufgefressen. Da sich die Zahl der Altkatholiken zur Bevölkerung Deutschlands wie 1 : 1000 verhält, so beträgt die Wahrscheinlichkeit für altkatholische junge Leute, ein Ehegespons derselben Konfession zu erhalten, nur eintausendstel, in gemischten Ehen aber werden die Kinder, wie man sich denken kann, meistens in der Konfession des andern Gatten, also evangelisch oder römisch-katholisch erzogen. Nur solche kleine Kirchengemeinschaften (von Nationalitäten und Sprachgemeinschaften gilt dasselbe) können sich halten, deren Mitglieder auf einem Haufen beisammen wohnen (dieses Vorteils erfreuen sich die Altkatholiken nur in einigen Gegenden Badens, wo denn auch ungemischte altkatholische Ehen vorkommen), oder die sich, wenn sie zerstreut wohnen, durch auffällige Eigentümlichkeiten von ihrer Umgebung absondern. Die Altkatholiken pflegen es sehr übel zu nehmen, wenn sie eine Sekte genannt werden. Allerdings sind sie das nicht, aber um ihre Zukunft würde es besser bestellt sein, wenn sie eine wären, wenn sie sich entweder durch einen fanatisch festgehaltenen absonderlichen Glaubenssatz, oder durch auffällige Gebräuche oder Kleidung von ihrer Umgebung absonderten und auf Heiraten mit Glaubensgenossen angewiesen wären, denn nur dadurch könnte dem Aufsaugungsprozeß vorgebeugt werden.

Auch sieht es nicht darnach aus, als ob der kleinen Gemeinschaft in ihrem kurzen Leben noch die Lösung großer Aufgaben zufallen sollte, von denen einige ihrer Mitglieder und wohlmeinende protestantische Freunde immer noch zu träumen scheinen. Die altkatholische Gelehrsamkeit, deren bedeutendste Vertreter außer Döllinger Reusch und Langen sind, hat die theologische Wissenschaft, namentlich die Kirchengeschichte, mit einer Anzahl wertvoller Spezialforschungen bereichert, aber einen neuen, epochemachenden Gedanken nicht zu Tage gefördert, und von den Epigonen ist, seitdem die Führer teils tot, teils dem Tode nahe sind, nichts mehr zu erwarten. Der kirchlichen Gährung unsrer Zeit eine Bahn gewiesen und im Dunkel der theologisch-philosophischen Wirrnisse ein Licht aufgesteckt zu haben, kann sich der Altkatholizismus auch nicht rühmen;

im Gegentheil würde er, wenn er größere Erfolge gehabt hätte, die Verwirrung nicht unwesentlich vermehrt haben, denn er enthält einen ganzen Knäuel von Widersprüchen. Er proklamirt den Grundsatz der freien Forschung und beruft sich zugleich auf die alten Konzilien. Er legt den einen Konzilien größere, den andern geringere Autorität bei, obgleich man weiß, daß es auf allen Konzilien, auch auf den allerältesten, sehr menschlich zugegangen ist. Seine hervorragendsten Laienmitglieder sind größtenteils politisch Liberale, die, als das Wort noch Mode war, den Fortschritt auf ihre Fahne geschrieben hatten, die Daseinsberechtigung ihres Kirchenwesens aber gründen sie auf die unbefugten Neuerungen, die der Papst eingeführt habe, während nach dem alten kirchlichen Grundsatz in Glauben und Kirchenverfassung nichts geändert werden dürfe. Freunde des Fortschritts gegen päpstliche Neuerungsucht protestiren zu sehen, ist ein mehr peinliches, als erhebendes Schauspiel. Wenn die heutige Zeit, wie im Staate, so auch in der Kirche eine straffere Zentralisirung zu fordern schien, so konnte ein gläubiger Katholik vom Gesichtspunkte eines vernunftgemäßen Fortschritts aus gegen die vatikanischen Dekrete gar nichts einzuwenden haben. Einwendungen waren allerdings berechtigt, aber nur nicht in der Form: der Papst macht eine neue Kirche, wir wollen die Alten bleiben. Zunächst mußte die ultramontane Bewegung allen weltlich Gesinnten höchst widerwärtig sein; wer gar nicht oder so wenig wie möglich mit religiösen Dingen belästigt werden will, dem sind natürlich Mönchskutten, neue Andachten, Papstbilder in allen Schaufenstern, Prozessionen, kirchliche Ansprüche an den Staat und was die kirchliche Reaktion des neunzehnten Jahrhunderts sonst noch mit sich bringt, ein Greuel, und mag er seine Abneigung so stark aussprechen, wie er will, ich nehme es ihm nicht übel, nur soll er sich nicht einbilden, daß er ernst genommen werden wird, wenn er seiner Gegenagitation den Mantel der Glaubens-treue umhängt. Tief religiöse Gemüter waren mit Recht schon darum entrüstet über die weitere Erhöhung der päpstlichen Gewalt, weil der Papst, der sie anstrebte, ein bigotter Mann war, der allen Aberglauben und eine in Außerlichkeiten aufgehende Frömmigkeit schützte und förderte. Aber auch diese hatten ihren Protest nicht gegen die Neuerung an sich zu richten, sondern dagegen, daß nicht im rechten Sinne geneuert werde; sowohl die Überspannung der Papstgewalt wie der Aberglaube waren beides recht alte Übel. Wenn endlich ein Kirchenpolitikus gefunden hätte, daß der Kirche, damit sie sich der Gegner besser erwehren könne, eine Verstärkung der Zentralgewalt noththue, so hätte er zwar, wie gesagt, gegen die Lehre vom Universalepiskopat und vom päpstlichen Stuhle als der höchsten Instanz in Glaubenssachen nichts einwenden dürfen; wenn er aber im übrigen ein gewissenhafter Mann war, so mußte er sich gegen die Form dieser Verfassungsänderung oder, wenn man will, dieser Modifizirung einer thatsächlich schon bestehenden Verfassung sträuben. Daß solche Änderungen, die ja nützlich und nötig sein können, mit Schrift-

worten begründet und in Form von Dogmen verkündigt werden, die man um der ewigen Seligkeit willen zu glauben habe, das ist für einen klar sehenden und dabei einigermaßen feinfühligen Mann unerträglich. Aber freilich, bei längerer Beschäftigung mit den kirchlichen Dingen bemerkt man wohl, daß es sich mit vielen andern Dogmen nicht anders verhält. Und so zieht man denn, wenn man folgerichtig denkt, den Schluß, nicht daß eine neue Kirchengemeinschaft zu gründen sei, sondern daß man sich von allen kirchlichen Streitigkeiten zurückziehen habe.

Nicht wenige haben den Ultrakatholizismus, wie vordem schon den Deutschkatholizismus, als Vorstufe zur Gründung einer deutschen Nationalkirche begrüßt. Eine Zeit lang gestehe ich selbst diesem Trugbilde nachgejagt zu sein. Ihm schließlich den Rücken zu kehren, bewog mich nicht allein die geringe Ausdehnung der Bewegung, bei der an einen Einfluß auf die Geschicke des deutschen Volkes gar nicht zu denken ist, sondern auch ein anderer, viel wichtiger und viel tieferer Grund. Nachdem der betäubende und berauschte patriotische Lärm der siebziger Jahre verklungen war, besann ich mich wieder darauf, daß ja die Idee der Nationalkirchen durch und durch unchristlich, unbiblisch sei. Das gehört ja eben zum Wesen der christlichen Idee, daß die Scheidewand zwischen den Völkern, sofern sie Christen sind, aufgehoben sein soll, und daß es in Christo weder Juden noch Griechen giebt, sondern daß sie alle eins sind in ihm. Nationalkirchen wie die spanische, die russische, die abessinische können unter Umständen recht nützlich sein und sind, wo sie bestehen, ohne Zweifel unvermeidliche geschichtliche Produkte gewesen, aber im Namen Christi darf sie der denkende Geist nicht fordern. Auch wenn man das Neue Testament nicht mehr im orthodoxen Sinne für eine göttliche Offenbarung hält, ist es doch etwas so Erhabenes, daß die Ehrfurcht vor ihm abhalten sollte, in seinem Namen eine Forderung zu erheben, die offenbar schnurstracks wider seinen Geist und sogar wider seinen Buchstaben geht.

So bin ich denn bei der Auffassung der Ultrakatholikengemeinschaft als einer Nothütte stehen geblieben, benutze das Obdach, das sie mir gewährt, noch heute, und gedenke es nicht zu verlassen. Ich schätze das Christentum zu hoch, als daß ich ihm durch förmliche Trennung vom Leibe der Christenheit Verachtung bezeugen sollte, und da ich mit meinen Überzeugungen in der römisch-katholischen Kirche nicht geduldet werden könnte, unter den evangelischen Kirchen aber keine finde, zu der ich mich hingezogen fühlte, so liegt für einen nochmaligen Konfessionswechsel kein Grund vor. Selbständig denkende Männer haben, wenn sie nicht frivol sind, in den Kirchen wie den Kirchen gegenüber immer einen schweren Stand. Man kann selbständig zu denken gewöhnt sein, ohne ein großer Gelehrter oder ein epochemachender Philosoph zu sein, daher braucht es nicht als Anmaßung ausgelegt zu werden, wenn ich mich auf Leibniz berufe. Ihn hatte der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels (ihr Brief-

wechsel ist von Chr. von Rommel herausgegeben worden, Frankfurt, 1847) einmal gefragt, warum er der katholischen Kirche, deren Glauben seiner innern Überzeugung entspreche, nicht auch äußerlich beitrete. Leibniz antwortete: „Es kann kommen, daß in der Kirche, so untrüglich sie in den zur Seligkeit notwendigen Glaubensartikeln ist, einige andre Irrtümer oder Mißbräuche in die Seelen sich einschleichen, und indem man von denen, die ihr anzugehören wünschen möchten, die aber den Beweis des Gegenteils jener Irrtümer zu haben glauben, die Annahme eben dieser Irrtümer fordert, versetzt man sie in die Unmöglichkeit, in der äußern Gemeinschaft zu sein, so lange sie aufrichtig sein wollen.“ Er führt dann einige Fälle aus frühern Zeiten an und bekennt von sich, daß er einige philosophische Ansichten hege, die von der herrschenden Theologie verworfen würden, obwohl sie seiner Überzeugung nach weder der Schrift, noch der Tradition, noch den Beschlüssen der Konzilien widersprächen. Diese seine Ansichten verschweigen, das gehe nicht an; da müßte er auf das verzichten, was er für seine Lebensaufgabe ansehe. „Wäre ich in der römischen Kirche geboren, so würde ich nur dann austreten, wenn man mich ausschlöffe und mir auf die Weigerung, gewisse herkömmliche Meinungen zu unterschreiben, die Gemeinschaft versagte. Setzt aber, da ich außerhalb der Gemeinschaft Roms geboren und erzogen bin, wird es weder aufrichtig noch sicher sein, sich zum Eintritt zu melden, wenn man weiß, daß man vielleicht nicht aufgenommen würde, wenn man sein Herz entdeckte. Man würde eine ausdrückliche Bestimmung zu Dingen verlangen, die mir mißfallen. Solch ein Eintretender müßte stets seine Gedanken verbergen, oder sich dem Spruch aussetzen: *turpius eieicitur quam non admittitur hospes.*“ Was von dem gebornen Protestanten gilt, das gilt in noch höhern Grade von dem „abtrünnigen“ Katholiken, und doppelt, wenn er katholischer Priester gewesen ist. Hat er sich gar der Publizistik gewidmet, so kann er ja nicht eine Woche leben, ohne sein Herz aufzudecken.



## Die erste Liebe

Von Charlotte Niese

(Schluß)



uf einmal war es wieder Frühling geworden, Graf Kößing ging in dem grünenden Buchenwalde spazieren und hörte auf den Schlag der Nachtigall. Er ärgerte sich halb und halb über die süßen Laute, die ihn von Buche zu Buche verfolgten, und dann stand er doch wieder still und horchte auf sie.

Kößing hatte keinen sehr guten Winter gehabt, trotz der Riviera und der musikalischen Italiener. Das Podagra hatte ihn gequält, und sein Sohn, der